

Buchbesprechungen

Rainer Beck, Unterfinning. Ländliche Gesellschaft vor Anbruch der Moderne, 667 Seiten, 22 Abbildungen und 15 Graphiken, Beck-Verlag, München 1993, DM 68,-.

Unterfinning ist ein bayerisches Dorf zwischen dem Ammersee und dem Lech. Der kleine Ort 50 Kilometer westlich von München hat nichts, was ihn im üblichen Sinn erwähnenswert macht: keine historische Persönlichkeit wurde hier geboren, keine geschichtliche Tat vollbracht. In Handbüchern sucht man das eingemeindete Dorf vergeblich. Unterfinning hat nie Geschichte gemacht, aber es hat Geschichte – meint Rainer Beck, Autor einer „Dorfchronik“, die nur zum Teil eine ist. Gerade weil Unterfinning „keine augenfällige Extreme“ aufweist, hat es der Autor zum Gegenstand seiner jahrelangen Untersuchungen gewählt. Rainer Beck ist, wie er selbst schreibt, Städter, Münchner und Historiker. Ihn interessierte die ländliche Gesellschaft, das Leben und Denken einfacher Leute. Eine Lokal- oder Regionalgeschichte üblichen Zuschnitts zu schreiben, das war ihm zuwenig. Er wollte tiefer eindringen, die Lebenswirklichkeit eines Dorfes in all ihren Bezügen nach innen und außen entschlüsseln. Das Resultat: die Mikrogeschichte eines (bislang) namenlosen Fleckens in Bayern; zwar auch eine Dorfchronik, in ihren zahlreichen Facetten aber weit mehr, nämlich eine exemplarische Darstellung, die auch dem regionalgeschichtlich wenig Interessierten Details und Zusammenhänge eröffnet, die er so bisher kaum kannte. Hier wird Geschichte vor allem dadurch interessant, daß sie an einer konkreten Stelle verortet ist, deren Begrenzung nichts mit Begrenztheit zu tun hat. Beck schreibt in der Tradition einer französischen und angelsächsischen Geschichtsschreibung, die sich in den 70er Jahren fest etablierte: Mit Hilfe „neuer“ Quellen und einer damals neuen Arbeitsweise sollte ein bislang eher unbekanntes Terrain erforscht werden. Nicht die Beschreibung eines politischen oder ökonomischen Ereignisses, sondern die detailgetreue „Rekonstruktion“ gesellschaftlicher Institutionen und Bezüge rückten in den Mittelpunkt der Betrachtung. „Je enger der Blickwinkel, desto besser die Aussicht, in den eigentlichen Bereich des materiellen Lebens vorzustoßen“, hatte der 1985 verstorbene französische Sozialhistoriker Fernand Braudel formuliert. Beck nennt es schlicht „Tiefenbohrung“ im Gegensatz zur Recherche in die Breite. „Unterfinning“ wurde so eine mikrohistorische Studie, in der aber trotz des geschärften Blicks für das lokal und regional Konkrete nie der Zusammenhang mit dem „Größeren“, den allgemeinen Zügen und Entwicklungen, vergessen wird. Auch im „Dorf“, fern der großen Städte, vollzogen sich Veränderungen: „Nie waren die Dorfleute nur eine Art Fortsatz der Natur“, schreibt Beck, nie blieb die ländliche Welt wirklich unberührt von den großen Entwicklungslinien der Geschichte.

Über zehn Jahre exzerpierte der Autor Kirchenbücher, Notariatsverträge, grundherrliche Protokolle, Steuerlisten, Abgabeverzeichnisse und Schar-

werksbücher. Keine Quellengattung blieb unbeachtet, um das ländliche Leben zu rekonstruieren, um die scheinbar unzusammenhängenden Einzeldaten wie in einem Puzzle aneinanderzufügen. Die Fülle und der Facettenreichtum der Details, die Beck zu Tage förderte, waren immens; umso mehr ist Beck dafür zu danken, daß er dem Leser mit einer stringenten Gliederung und sprachlicher Präzision Brücken über ein unwegsames Gelände von Einzelheiten baute.

Boden und Klima, die Bedeutung der Natur und der Ökologie bäuerlicher Wirtschaft vor Beginn der Industrialisierung: In insgesamt sieben Kapiteln führt Beck in die Lebenswirklichkeit der Unterfinninger ein. Gerade die kleinen Dinge sind für ihn groß: In welchen Mengen und was aßen die Menschen? Was bedeuteten der Besitz eines Ackerstreifens oder einer Kuh für eine fünfköpfige Familie? Nur wenige historische Abhandlungen über das ländliche Milieu geben auf diese scheinbar banalen Fragen konkrete Antworten. Wie bewältigten Menschen das tägliche Leben? Rainer Beck stellt sich diesen Fragen. Gegensätze des dörflichen Lebens werden aufgezeigt: Arm und Reich, Stadt und Land, Herrschaft und Gefolgschaft, individuelle Freiheiten und kollektive Rechte. Er erzählt von bettelnden Frauen und Kindern oder von Hausierern, die jenseits ihrer engeren Heimat nach einem Broterwerb suchen. Beck kommt zum dem Fazit: „Die dörfliche Welt ist komplexer als man gemeinhin annimmt.“

Das frühe 18. Jahrhundert wird seiner Ansicht nach häufig als „verschwommendes Milieu, angesiedelt irgendwo zwischen Mittelalter und dem Heute“ gesehen. In diese Zeit, die Neuzeit hat er den Schwerpunkt seiner Studie verlegt. Eine Periode mit Widersprüchen: noch waren Menschen leibeigen, das Mittelalter aber war längst vorbei. Wie die Wahl des Ortes Unterfinning, so steckt auch hier nur wenig Zufälliges dahinter. Beck macht Halt im Jahr 1721: Der bayerische Kurfürst Max Emanuel hatte für dieses Jahr eine umfängliche Steuerbeschreibung verfügt, eine Rekonstruktion aus historischer Perspektive hatte somit eine solide quellentechnische Grundlage. Doch auch den zeitlichen Rahmen steckt Beck nicht zu eng: er erstreckt sich zwischen den Jahren 1550 und 1800. Statistiken und Tabellen nehmen in der Studie eine wichtige Stellung ein. Cliometrie vor Clio – diesen Vorwurf entschärft Beck mit dem Argument, auch der Bauer des 18. Jahrhunderts habe bereits eine „solide Portion Rechenhaftigkeit“ besessen: „Alle zählten sie sorgfältigst die Eier, Steuerkreuzer oder Getreidegarben.“ Der Inhalt des Buches überzeugt ebenso wie dessen Gestaltung: sorgsam ausgewählte Abbildungen und eine reichhaltige Literaturliste, deren Erscheinungsdaten quer durch die Jahrhunderte reichen. Ein Malus sind die Anmerkungen, die leserunfreundlich nach Kapiteln numeriert an das Buchende gestellt wurden. Ein Glücksfall ist wiederum, ohne das Lob auf die Spitze zu treiben, Becks sprachliche Gewandtheit: hölzerner Stil und Langeweile beim Leser – und dies nicht als Hinweis für fehlende Wissenschaftlichkeit verstanden – kommen bei ihm jedenfalls nicht vor.

Peter Robert Aumeier

Konrad M. Färber, Kaiser und Erzkkanzler. Carl von Dalberg und Napoleon, MZ-Buchverlag Regensburg 1994, 216 Seiten, 20 Abb., DM 39,80.

Carl von Dalberg. Erzbischof und Staatsmann (1744 – 1817), MZ-Buchverlag Regensburg 1994 (Ausstellungskatalog), 263 Seiten, DM 49,80.

Vor 250 Jahren wurde Reichsfreiherr Carl (Karl) Theodor von Dalberg (1744 – 1817) geboren. Dieses Jubiläum hat man in mehr als einem Dutzend seiner Wirkungsorte mit Vorträgen, Symposien, Ausstellungen und Publikationen begangen, insbesondere in Regensburg, wo seine politische und geistliche Laufbahn endete. Aus altem Reichsritterstand stammend, war Dalberg gleichzeitig oder nacheinander u. a. Statthalter in Erfurt, Koadjutor von Mainz und Worms (und Titularerzbischof von Tharsus), Fürstbischof von Konstanz, Kurfürst von Mainz und Erzkkanzler des Reiches, Fürst von Aschaffenburg und Graf von Wetzlar, Metropolitan-Erzbischof und Primas von Deutschland, (erster und einziger) Kurfürst von Regensburg, Erzbischof von Regensburg . . . Allein die Titel lassen eine lang vergangene Welt erahnen, die des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, des deutschen „Ancien Régime“, das nach längerer Agonie 1803 im sog. Reichsdeputationshauptschluß sein Ende fand – freilich nicht ganz vollständig, wie man sehen wird.

Dalberg stand an einer Zeitenwende, er verkörperte Altes wie Neues, er bleibt uns somit fern und gleichzeitig doch nahe. In der auch für ihn unübersichtlichen, in vielem nicht durchschaubaren Umbruchszeit vor und nach 1803 versuchte er, in „Kollaboration“ mit Napoleon, vom „alten“ Reich, von dessen Substanz, möglichst viel zu retten, was ihn nach Bewertung der Geschichtswissenschaft ins Zwielicht brachte: Den einen galt er als „Reichsverräter“ und „Schleppenträger Napoleons“, anderen als Vertreter einer universalen, europäisch orientierten Reichsidee. Eine Neubewertung setzte nach 1945 ein, als nationales Denken zurücktrat und man deshalb Dalbergs Vorstellung eines deutschen Staatenbundes eher akzeptierte als vorher. Auch innerhalb der Kirchengeschichte bleiben seine (teilweise in deutlichem Gegensatz zum Papst geführten) Bemühungen um kirchliche Besitzstandswahrung umstritten.

Dalberg war weniger Akteur denn Spielball diverser Interessen, er hatte keine Chance zwischen allen Stühlen (Frankreich, Preußen, Österreich, Vatikan . . .), zwischen Mächten, denen das Reich kein Wert mehr war, die mit ihm, dem „reinen Tor in diesen Intrigen“, ein „Satyrspiel trieben“ (so Karl Otmar von Aretin beim Dalberg-Symposium in Regensburg).

Für Regensburg aber wurde Dalberg zu einem besonderen Glücksfall. Dank Anschluß an Napoleon (den er aufrichtig bewunderte, er war kein „Wendehals“) erreichte er, nach dem Ende des Alten Reichs, für das einst selbständige Regensburg quasi eine Schonfrist durch den Sonderstatus eines Kurfürstentums für wenige, freilich fruchtbare Jahre bis 1810, die bis heute das Bild der Stadt prägen.

Seiner konsequenten „Reform von oben“ im Geiste eines aufgeklärten Absolutismus ist es zu verdanken, daß sich „binnen weniger Jahre eine marode, verarmte und mittelalterliche Stadt in ein modernes Gemeinwesen verwandelte“ (Konrad Färber). Seine Maßnahmen in Regensburg: Er gibt in der ehemals evangelischen Reichsstadt das Bürgerrecht auch Katholiken und Juden, er sorgt für Arbeitsbeschaffung durch Abbruch der mittelalterlichen Befestigungen, er entwirft einen Schuldentilgungsplan, führt die Literanumerierung ein, die sich noch immer an den Hausnummern der Altstadt Häuser ablesen läßt, fördert die Naturwissenschaften, u. a. die bis heute bestehende renommierte Botanische Gesellschaft. In der recht kurzen Dalberg-Zeit erlebte die ehemalige Reichsstadt Regensburg das allerletzte Aufblühen, bevor sie durch den Anschluß an das neue Königreich Bayern zu einer Provinzstadt degradiert wurde. Sichtbarer Ausdruck sind die relativ zahlreichen klassizistischen Gebäude wie Stadttheater mit Neuhaussälen und das sog. Präsidialpalais (beide am Bismarckplatz), die Regierungsgebäude am Emmeramsplatz, das Dörnberg- und das Württembergpalais (jetzt Naturkundemuseum) sowie die Denkmäler für Carl Anselm von Thurn und Taxis und für den in Regensburg gestorbenen Astronomen Kepler (jetzt unweit des Bahnhofes). Diese qualitativollen Beispiele klassizistischen Bauens nach Entwürfen von Dalbergs Hofarchitekt Emanuel d’Herigoyen geben der bis heute stark vom Mittelalter geprägten Altstadt einen ungewöhnlichen Akzent.

Nach dem Ende seiner weltlichen Herrschaft, verbunden mit dem Übergang Regensburgs an Bayern 1810, mußte sich Dalberg auf die geistliche Funktion des Bischofs von Regensburg beschränken. Er lebte bescheiden in einer Mietwohnung, verfaßte in dieser Zeit politische Schriften, diskutierte z. B. nächtelang mit Jean Paul und starb 1817 nach dem Genuß des auch von Goethe geschätzten Weins „Würzburger Stein“ mit den Worten „Leben – Liebe – Gottes Willen“, die auch zu seiner Grabinschrift werden sollten. Sein Grabmal mit diesem wohl von Herder inspirierten Motto schuf der Canova-Schüler Zandomegnghi; es wurde später in eine dunkle Ecke im linken Seitenschiff des Regensburger Domes transferiert, wird aber jetzt, vielleicht anläßlich des Jubiläums, ins rechte Licht gesetzt, spricht angemessen beleuchtet. Hermann Reidel stellte beim Regensburger Dalberg-Symposium eine überzeugende Interpretation des Grabmals vor.

Zwei wichtige Ereignisse im Jahr des 250. Geburtstags von Dalberg in Regensburg waren die Ausstellung zum Dalberg-Jahr – von deren Katalog wird gleich die Rede sein – und ein hochkarätiges Symposium, das im Reichssaal und im Napoleonsaal mit Vorträgen renommierter Fachgelehrten wie Dieter Albrecht, Karl Otmar von Aretin, Karl Hausberger und Georg Schwaiger abgehalten wurde, leider in Abwesenheit des Schirmherrn Bischof Müller. Die Beiträge der Vortragsreihe liegen inzwischen gedruckt vor: Karl Hausberger (Hg.), Carl von Dalberg. Der letzte geistliche Reichsfürst. Universitätsverlag, Regensburg 1995.

Der Verlag der „Mittelbayerischen Zeitung“ in Regensburg hat sich in den letzten Jahren mit anspruchsvollen Veröffentlichungen zu regionalen Themen einen guten Namen erworben. Konrad M. Färber konfrontiert in seiner in diesem Verlag erschienenen Dalberg-Biographie „Kaiser und Erzkanzler“ die beiden Kontrahenten auf französischer und deutscher Seite, Napoleon und Dalberg. Färber gelingt es, ein differenziertes Portrait zu zeichnen, und er bringt das Kunststück fertig, den Politiker und Menschen in zugleich fundierter und gut lesbarer Weise vorzustellen (Färbers Arbeit war 1982 als Dissertation an der Universität München angenommen worden und erschien jetzt in 2. Auflage). Es entsteht das farbige Bild einer schillernden und vielseitigen Persönlichkeit: geistlicher und weltlicher Fürst, Frauenliebhaber und Reformers, Kunstförderer und Bauherr, Freimaurer und in verschiedenen Gattungen dilettierender Schriftsteller. Färber macht klar, daß Napoleons Protektion Dalberg die einzige Möglichkeit bot, politisch zu überleben und zu versuchen, das retten, was ihm erhaltenswert erschien.

Als zweites Buch zum Dalberg-Jahr ist, ebenfalls im Regensburger MZ-Verlag, der Katalog zur Wanderausstellung erschienen, die an den wichtigen Wirkungsstätten Dalbergs gezeigt wurde. Es beleuchtet in zahlreichen Einzeluntersuchungen die vielen Facetten von Dalbergs (staats- und kirchen-) politischem Wirken und läßt durch viele Abbildungen diese Persönlichkeit und ihre Zeit lebendig werden; eine fast 800 Nummern umfassende Bibliographie rundet das Werk ab und läßt die Bedeutung Dalbergs zumindest für die Geschichtswissenschaft erahnen. Schade ist, daß beide Bücher auf ein Register verzichten.

Alles in allem: Die beiden Bücher aus dem Regensburger MZ-Verlag zum Dalberg-Geburtstag, der Ausstellungskatalog mit seinen Aufsätzen und die Monographie von Konrad M. Färber, sind keine schnellfabrizierten Jubiläumspublikationen von begrenzter Haltbarkeit, sondern Werke, an denen sich die künftige Forschung zu dieser Thematik wird messen lassen müssen.

Wie immer wird man manches vergeblich suchen. Vielleicht hätte man in beiden Werken auf Dalbergs (persönliches wie geistesgeschichtliches) Verhältnis zur Weimarer Klassik noch mehr eingehen können. „Goethe und Schiller waren mit ihm befreundet“, heißt es im Klappentext des Ausstellungskatalogs, doch wird dieser Andeutung zu wenig nachgegangen.

Dalbergs Einfluß als Statthalter in Erfurt soll es mit zu verdanken sein, daß Goethe und kurz darauf auch Herder nach Weimar berufen wurden. Er hatte auch freundschaftliche Beziehungen zu Schillers Schwägerin Caroline von Lengfeld, die er sich als seine Biographin gewünscht hätte. Auch Färber beschränkt sich leider in seinem Abschnitt „Gespräche mit Goethe“ auf nur wenige Belege: „Von dem Coadjutor kann ich alles hoffen . . . (er ist) ein überaus interessanter Mensch, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat . . . Er hat meinen Geist entzündet“, schrieb Schiller 1790 an Körner. Goethe lobte „eine treffliche

Gewandtheit in bürgerlichen und politischen Dingen und eine bewundernswürdige Leichtigkeit“ (1780).

Der Gewährsmann Goethe hat eine ganze Reihe von Bemerkungen zu Dalberg hinterlassen. So notiert er, Dalberg sei „gleichsam der Hoffnungsstern der damaligen catholischen Welt“ gewesen (Dichtung und Wahrheit, 2. Schema v. 31. 5. 1810.) Zitiert wird hier wie im folgenden aus der „Gedenkausgabe“ von Goethes Werken, hier: GA Band X, S. 873). Goethe erwähnt ihn in seiner „Italienischen Reise“ (Palermo 8. 4. 1787) und anlässlich der ersten Begegnung mit Schiller („Selbst der milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos“ GA XII 621). Immer wieder hebt Goethe Dalbergs fördernde Unterstützung hervor: „der für alles Gute so tätige Karl von Dalberg“ (Zum brüderlichen Andenken Wielands GA XII 696), auch als Förderer der „Farbenlehre“: „Der Fürst Primas, danach in Erfurt, schenkte meinen ersten und allen folgenden Versuchen eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, ja er begnadigte einen umständlichen Aufsatz . . .“ (GA XVI 712); er sei ein „Freund und Gönner . . . Man traf ihn stets rührig, teilnehmend fördernd . . . wenn man sich auch seine Vorstellungsart im ganzen nicht zueignen konnte, so fand man ihn doch jederzeit geistreich überhelfend“ (GA XVII 94).

Bereits hier klingt eine mit den Jahren zunehmende Reserviertheit Goethes gegenüber Dalberg an, so auch, wenn er am 5. 5. 1780 an Charlotte von Stein schreibt: „Der Statth. ist doch eigentlich kein rechtes Kind dieser Welt, und so klug und brav seine Pläne sind, fürcht ich doch es geht einer nach dem andern zu scheitern. Er hat eine treffliche Gewandtheit in bürgerlichen und Politischen Dingen, und eine beneidenswerthe Leichtigkeit“. Goethe zieht für sich daraus eine Lehre: „Im Stillen Kraft und Fähigkeit (das heist Gewalt) zu sammeln, zu halten und auszuarbeiten und auf Glück zu warten . . .“ (GA XVIII 495). Eine weitere Nutzenanwendung aus Dalbergs Verhalten, der ständig zahlreiche Zusendungen von Autoren erhielt, beschreibt Goethe gegenüber Eckermann; er bescheinigt Dalberg „zwar ausgebreitete Kenntnisse“, bemerkt aber kritisch, dieser habe sich „einen gewissen Stil angewöhnt, wodurch er die Leerheit seiner Antworten verschleiert und jedem etwas Bedeutendes zu sagen schien, indem er ihm etwas Freundliches sagte . . .“ Goethe zieht für sich die Folgerung: „... keine leeren Briefe mag ich schreiben“ (GA XXI 736f.). Vielleicht war, was noch genauer zu untersuchen wäre, der fünf Jahre ältere Dalberg ein wichtiges Beispiel für Goethe, das ihm half, von ihm, und sei es möglicherweise ex negativo, zu lernen und sich dadurch weiterzuentwickeln.

Wenig schmeichelhaft fällt Goethes letztes überliefertes Urteil (7. 2. 1830 zu Eckermann) über Dalberg aus: „Des Fürsten Unzulänglichkeit in der Philosophie, sein dilettantischer Trieb zur Malerei, ohne Geschmack . . .“. Vielleicht kann diese keineswegs vollständige Nennung von Goethes Äußerungen zu Dalberg, die immerhin einen Zeitraum von über fünfzig Jahren umfassen, andeuten, welche Chance in einer Auswertung von Quellen jenseits der reinen Historie

liegt; die französische Geschichtswissenschaft und ihre Methodik, ihre Vielfalt des methodischen Vorgehens könnte in der bayerischen Geschichtsschreibung noch fruchtbarer werden.

Schließlich sei noch auf einen lokalen Bezug verwiesen, auf Dalberg und Deggendorf – zugegeben kein Kapitel von höherer Bedeutung. Dalberg bekam bekanntlich das Fürstentum Regensburg zugesprochen, d. h. „das Hochstift Regensburg, die Reichsstadt Regensburg, die Reichsstifte St. Emmeram, Ober- und Niedermünster . . .“ Heinz Wolfgang Schlaich hat dazu schon vor geraumer Zeit seine Ergebnisse vorgelegt (Das Ende der Regensburger Reichsstifte St. Emmeram, Ober- und Niedermünster. In: VO 97, 1956, S. 163 – 376. Diese Untersuchung ist im Literaturverzeichnis des Ausstellungskatalogs, nicht aber bei Färber aufgeführt). Nach der Übernahme dieser Besitzungen durch Dalberg wurde 1802 eine „Tabellarische Allgemeine Darstellung der Verhältnisse des Fürstenthums Regensburg“ (Schlaich S. 210 ff.) angefertigt. Als Bestandteil des Güterstands von Niedermünster wird „Die Propstei Deggendorf mit 6 Ortschaften“ aufgeführt und sodann präzisiert: „Zur Propstei Deggendorf zählten in Deggendorf einige Häuser und der Rosenhof, außerdem die Ortschaften Haslach, Leoprechtstein, Elmering, Klotzing, Tisling, Münzing sowie eine Mühle und mehrere einschichtige Untertanen“ (212).

Nach einer Aufstellung von 1810 betrug der Gesamtwert der Güter von Niedermünster 97.360 fl., darunter die „Winterleiten und Parsch bei Deggendorf 14.000 fl.“ (214), was einem mittleren Wert im Vergleich zu den anderen Gütern entspricht.

Einer Übersicht vom 4. 5. 1814 zufolge hatten die Veräußerungen in Deggendorf, das „Propstrichterhaus“ 920 fl., das Mobiliar für 143 fl. 20 kr. (339) erbracht, nachdem bereits im September 1811 der Verkauf der ehemals zu Niedermünster gehörenden Propstei ausgeschrieben worden war (343). Dieser Verkauf markiert das Ende des Besitzstandes und Einwirkens von Niedermünster bzw. Dalbergs in Deggendorf. Genauere Untersuchungen zu dieser Endphase wären noch anzustellen. Heinz Wolfgang Schlaich ordnet seine Ergebnisse in einen größeren Zusammenhang ein, wenn er resümierend feststellt: „. . . für das sich zum modernen Staat entwickelnde Bayern bedeutete der Erwerb des Fürstentums Regensburg die Schließung der letzten territorialen Lücke innerhalb des altbayerischen Raumes . . .“ (376).

Norbert Elmar Schmid

Gärtner Helmut, Deggendorfer Originale. Originelles Deggendorf. Morsak-Verlag Grafenau, 11 Seiten, 2. Auflage 1995, DM 19,80.

Helmut Gärtner hat in diesem Büchlein 30 seiner in der „DZ“ veröffentlichten Artikel und mit Portrait-Fotos illustriert. In umgangssprachlichem, lockerem Plauderton erzählen sie unterhaltsame, aufschlußreiche Geschichten über ur-

wüchsige, liebenswerte Leute aus Deggendorf und Metten, von Plätzen und Straßen, von Bräuchen und Jugenderlebnissen von den dreißiger Jahren bis in die Gegenwart. Nur selten dringt etwas von der sog. „großen Zeit“, jenen Jahren überschäumender nationaler Begeisterung und ihren schrecklichen Folgen, in das kleinbürgerlich gemächliche, sich selbst genügende Leben der heute fast ausgestorbenen Handwerker und der anderen Bürger. So konnten sich unter den Badern, Sattlern, Schmieden, Schreibern, Glasern noch die Originale entwickeln, die Gärtner liebevoll portraitiert hat. Wehmütig schaut man heute zurück auf jene Jahre, in denen gestandene Bürger den Fasching noch ernstgenommen haben, in denen „Singvater“ Hans Keim unermüdlich und unnachgiebig für Volkslied-, -musik und -tanz warb, in denen Fritz Goller sein Musikreich humorvoll und streng regierte.

Hans Kapfhammer

Andreas Kraus, Maximilian I., Bayerns großer Kurfürst, Verlag Styria, Graz–Wien–Köln und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1990, 372 Seiten, Preis: 59,- DM.

Bayerns großer Kurfürst, so nennt Andreas Kraus Maximilian I., ist eine Persönlichkeit, der sich zu nähern schwierig ist, deren Profil aber durch vorliegendes Buch an Schärfe und Klarheit gewinnt.

Der Verfasser gibt einen Einblick in die letzte Phase der Regierung Herzog Wilhelms V., berührt kurz Kindheit und Jugend Maximilians, weist auf das Bayern um 1600 hin, bezieht den bayerischen Herzog und Kurfürsten ein in das politische Geschehen des 17. Jahrhunderts, vor allem des Dreißigjährigen Krieges. Den Abschluß bildet eine Würdigung der Persönlichkeit und des Werkes Maximilians.

Das uns vorliegende Werk ist keine Biographie, sondern zeigt den bayerischen Landesfürsten einbezogen in die europäische Geschichte. Trotz noch immer unbefriedigender Quellenlage hat Andreas Kraus zurecht die Geschichte Maximilians nicht auf unabsehbare Zeit verschoben. Die „vorläufige Bestandsaufnahme“ rechtfertigt sich von selbst, und der Autor untertreibt, wenn er hofft, daß „mehr als eine bloße Skizze der bayerischen Geschichte jenes kriegerischen halben Jahrhunderts um 1600 bis 1650 entstanden sein wird“.

Kurz sei nun im folgenden auf einige Schwerpunkte des Buches eingegangen.

Mit der Abdankung seines Vaters (Herzog Wilhelm V.), der mehr dem „Repräsentativen“ und „Ideellen“ zugetan war, übernimmt Maximilian eine gewaltige Schuldenlast von 4,8 Millionen Gulden, von denen 3,2 Millionen die bayerischen Landstände (Prälaten, Adel, Bürger) zur Tilgung übernommen hatten.

Zu kurz kommt bei Kraus die religiöse Erziehung, gerade bei einem Fürsten, der durch seine Frömmigkeit und Religiosität hervorstach. Die Ausführungen

über „Bayern um 1600“ (S. 30–41) sind etwas dürftig, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte scheinen dem Autor nicht recht zu liegen. Warum waren klösterliche Hofmarken selten, die Grunduntertanen der Prälatenorden bestenfalls grundherrschaftlich organisiert (S. 31)? War nicht gerade auch Grundherrschaft ein wirkliches Herrschaftssystem, oder betrachtet sie der Autor wie viele andere nur als sog. Obereigentum? Sicher falsch ist, daß die Neustift die „schlechteste Rechtsform für den Bauern war“. Sich hier auf Kreittmayr zu berufen kann in die Irre führen, da dem bayerischen Staatskanzler selbst die genauen Rechtszusammenhänge nicht mehr klar waren. Neustift bedeutet ein Abstiften eines Grunduntertanen von seinem Anwesen beim Tod des Grundherrn. Diese Rechtsform ist sehr selten und sicher für den Leihnehmer günstiger als die Freistift, die dem Grundherrn beim jährlichen Stiftstaiding freie Hand über ein Anwesen und den darauf sitzenden Grundholden gewährt. Warum fehlt bei den Ständen – Adel und Bürgertum sind genannt – ausgerechnet der Prälatenstand, der von der wirtschaftlichen Leistungskraft, auch wenn er zusammen mit dem Bürgerstand nur die Hälfte der Stimmen gegenüber dem Adel innehatte, die beiden anderen Landstände bei weitem übertraf?

Das Regierungsprogramm Maximilians von Bayern, schriftlich in den väterlichen Ratschlägen für seinen Sohn Ferdinand Maria, den *Monita Paterna* 1639 überliefert und wahrscheinlich vom Jesuiten Johannes Vervaux aufgezeichnet, zeigt, daß „eine hinreichend starke Armee, genügend bares Geld, Festungen zum Schutz gegen die Feinde, wie gegen aufständische Bürger“ dem Schutz und Wohl des Staates dienen. Im Gegensatz zu Machiavelli, der „in der Furcht der Unterworfenen die Sicherung der Herrschaft sah, geht es bei Maximilian um den guten Willen der Untertanen“, in ihm liege „der sicherste Schutz“. Maximilian will, daß sein Sohn die Liebe der Untertanen sucht und gibt Mittel an, mit denen dieses Ziel erreicht werden kann: „Güte, Gerechtigkeit, Maß im Strafen, Großzügigkeit im Belohnen, Zurückhaltung bei der Auferlegung von Steuern und Sorgfalt bei der Auswahl der Finanzbeamten. Ehrgeiz und Habgier gefährden dieses Ziel, Erzeugung von Furcht erzeugt nur Gefahren.“ Hier kommt doch ein ganz anderer Maximilian zum Vorschein, nicht der einer historistisch-protestantischen bzw. nationalistischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die den bayerischen Landesherrn nur als eigen- und ränkesüchtig darstellt.

Maximilian von Bayern wurde im Lauf des Dreißigjährigen Krieges und der Auseinandersetzungen protestantischer Landesherren mit dem Haus Habsburg die wichtigste militärische und politische Stütze des Kaisers. „Indem Maximilian den Katholizismus im Reich rettete, rettete er zugleich den übermächtigen Rivalen, der den Nachbarn seit Jahrhunderten mit Erfolg niedergehalten und der seine Dienste noch immer mit Undank gelohnt hatte. Aber Maximilian wollte nicht nur den Katholizismus retten, er wollte auch Habsburg retten, denn mit Habsburg rettete er zugleich das Reich. Ihm war klar, daß niemand

dieses Reich zusammenhalten konnte außer Habsburg“ (S. 102, 103). Andreas Kraus schildert nun das Zustandekommen des Münchener Vertrages vom 8. Oktober 1619, der „vielfach geradezu gehässige Ablehnung“ in der Geschichtsschreibung erfahren hat, so z. B. bei C. V. Wedgwood, *Der Dreißigjährige Krieg*, München 1967, S.89 f.: „... aber persönlicher und dynastischer Ehrgeiz, vielleicht verstärkt durch eine gewisse unklare Eifersucht auf seinen hübschen Vetter, dessen Frau jung und fruchtbar war, veranlaßte den alternenden, kinderlosen Mann, noch weiter zu gehen. Als Führer der katholischen Liga und Herr über eines der besten Berufsheere in Europa konnte er es sich leisten seine Bundesgenossenschaft teuer zu verkaufen. Am 8. Oktober 1619 unterzeichnete er ein Abkommen mit Ferdinand, laut welchem er das selbständige Kommando aller Unternehmen in Böhmen haben und alle eroberten Länder als Pfand für die Vergütung seiner Auslagen erhalten sollte. Weiter sollte Maximilian auf Grund eines geheimen Abkommens – und darin siegte sein persönlicher Ehrgeiz über seine politische Besonnenheit – bei der Niederlage Friedrichs dessen Kurfürstentitel erhalten.“

Kraus setzt sich mit Golo Mann und Arno Duch auseinander, die im Zusammenhang mit dem Münchener Vertrag – es geht um die Neuerrichtung der Liga unter ausschließlicher Führung Maximilians – von Diktat bzw. Ausnützen einer Notlage sprechen (S. 103, 104). Die angebliche Forderung Maximilians nach der pfälzischen Kurwürde tauchen nach Kraus (S. 105, 106) weder im Vertrag noch in weiteren Verhandlungen auf. Der Verfasser kann verständlich machen, daß doch der spanische Botschafter Onäte dieses Angebot machte, um Maximilian „mit einer unwiderstehlichen Versuchung zu ködern“ (S. 106). „Verhängnisvoll bleibt der Vorgang trotzdem, aber er war längst nicht so ausschlaggebend für die Entstehung der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges wie der Griff Friedrichs V. nach der böhmischen Krone, das muß mit Nachdruck gesagt werden“ (S. 107).

Ausführlich beschreibt Kraus den Fortgang der kriegesischen Handlungen bis hin zum Westfälischen Frieden. Die Folgen des Krieges haben „unbestreitbar tiefe Spuren in Wirtschaft und Gesellschaft Deutschlands hinterlassen, auch und nicht zuletzt in Bayern“ (S. 312). Auch Bayern verliert in den unheilvollen 30 Jahren an die 30–40 % seiner Bevölkerung, Hauptursache war die Pest. Amberg verlor ein Drittel seiner Bevölkerung, Landsberg, das mehrmals erstürmt wurde, sogar zwei Drittel.

Eine der ersten Maßnahmen Kurfürst Maximilians war eine allgemeine Schuldenstundung. Für einen Teil Bayerns wurde 1651 nur die halbe Landsteuer eingehoben, an die eigenen Grunduntertanen gab der Kurfürst kostenlos Speisen und Saatgetreide.

Das letzte Kapitel ist der Persönlichkeit und dem Werk Maximilians von Bayern gewidmet. Andreas Kraus gibt ein objektives Bild, keine Apologetik, auch wenn die Wunden, die der Dreißigjährige Krieg geschlagen hat, noch immer

nicht völlig geschlossen und Äußerungen über Maximilian sowohl der Zeitgenossen als auch der Historiker bis in unsere Tage sehr widerspruchsvoll, ja gehässig sind.

Die Frömmigkeit des Kurfürsten, seine religiöse Bindung äußerten sich nicht nur im Verfassen von Grundsätzen und Regeln, wie ein Herrscher leben und handeln soll. Es geht darum, wie der Fürst selbst zu Gott steht. Sein Tun und Handeln soll nicht nur auf das eigene Heil gerichtet sein, sondern auf „das Heil der Seeln seiner von Gott ihm anbefohlenen Untertanen“. „Selbst die persönlichsten Frömmigkeitsübungen erhalten offiziellen Charakter . . . denn in allem, was der Fürst tut, solle er Vorbild sein“. Seine frommen Werke sind nicht nur „allein als pädagogische Maßnahmen zu werten, so wie die zahlreichen Mandate, mit denen er die religiösen Bekundungen seiner Untertanen geradezu durch Strafandrohung erzwang“. Auch der Staatsraison diene seine Frömmigkeit sicherlich nicht, davon zeugen die von der Öffentlichkeit nicht bemerkten „stundenlangen Gebete“, seine persönliche Weihe an die Gottesmutter und seine letzte Verfügung: „. . . man solle seinen Madensack nicht lange auf Erden lassen, noch mit viel Grandezza, Zeremonien und Pomp machen, sondern die Spesa auf die Armen wenden“ (S. 323).

Andreas Kraus zeigt Maximilian doch in einem anderen Licht, anders als das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der nationalistischen kleindeutschen Eini-gung, das einen „geistigen Feldzug gegen Maximilian als das Haupt der katholischen Liga und Herrscher Bayerns“ führt (S. 11). Er zeichnet den bayerischen Kurfürsten nicht wie Wedgwood, der sich auf spezielle Quellen des 19. Jahr-hunderts stützt (Carafa, Wien 1859): „Weder seine Politik noch seine persönli-chen Eigenschaften machten Maximilian anziehend. Die Natur hatte seine Er-scheinung besonders stiefmütterlich bedacht; er war schwächig, mager und klein, hatte mausfarbene Haare und ein fettiges Gesicht, und seine Sprechweise und seine Gesichtszüge ließen erkennen, daß er an adenoiden Wucherungen (Drüsengeschwülsten, d. Rezensent) litt“ (S.59). Sieht man sich das wahrschein-lich von Joachim von Sandrart gemalte Portrait Maximilians auf dem Um-schlagbild an, so kommt man zu einem anderen Schluß. So ist dem Autor für seine objektiv-wissenschaftliche Darstellung zu danken; das Buch kann nur weiterempfohlen werden.

Hermann Lickleder

Irene Mittermeier, Archäologische Ausgrabungen im Dombhof zu Passau. Kunstverlag Peda, Passau 1993, 104 Seiten, incl. 27 Tafeln, 2 Planbeilagen, DM 22,-.

Die Ergebnisse der von 1987 bis 1989 unter Leitung der Autorin vorgenom-men archäologischen Untersuchungen im nördlich an den Dom anschließenden Bereich eines ehemaligen Kreuzganges werden in vorliegendem Heft in stark geraffter Form dargestellt. Wie bei den meisten archäologischen Ausgrabun-

gen, so ist auch im Falle des Passauer Domhofes die Zeitspanne zwischen Grabungsende, wissenschaftlicher Bearbeitung von Funden und Befunden sowie deren umfassende Publikation mit einem enormen Zeitaufwand verbunden. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß sich das Bischöfliche Ordinariat dazu entschloß, vorab einen vom Umfang her den Leser nicht überfordernden Überblick zu veröffentlichen. Dies dürfte überhaupt der einzige gangbare Weg sein, Ergebnisse der Archäologie dem interessierten Publikum nahe zu bringen, ohne es mit der ausführlichen Darstellung in rein wissenschaftlichen Publikationen zu überfordern, die sie wahrscheinlich wegen der in aller Regel stolzen Preise kaum erwerben werden.

Vorliegende Arbeit erschöpft sich nicht darin, allein die im Domhof angetroffenen Funde und Befunde von der keltischen Latènezeit bis zum Beginn des 19. Jhs. zu beschreiben und zu interpretieren. Für jede archäologisch/historische Periode wird ein Exkurs zur jeweiligen Forschungssituation in Passau eingefügt. Das ist deshalb besonders wichtig, weil so gut wie keine zusammenfassenden Darstellungen vor allem der älteren Perioden vorliegen bzw. z. T. kontroverse Ansichten besonders zur Geschichte Passaus während der römischen Kaiserzeit bestehen. Lediglich die inzwischen erschienene Arbeit von Jan Michálek über „Latènezeitliche Funde aus dem Stadtbereich von Passau“ (= Passauer Universitätschriften zur Archäologie 1, Passau 1993) zeigt den (ungenügenden) Stand der Dinge auf.

Es wurde in der Einleitung nicht versäumt, die eingeeengten Ausgrabungsmöglichkeiten in Passau, besonders aber im unmittelbaren Umfeld des Domes aufzuzeigen. Nur so läßt sich erkennen, wie schwierig es ist, Hinweise zur spätantik-frühmittelalterlichen Geschichte von Dom und Bistum aus den im Boden bewahrten Zeugen gewinnen zu können. Hier zeigt sich besonders schmerzlich die trotz langjähriger Renovierung des Domes unterlassene archäologische Untersuchung innerhalb des bedeutendsten Sakralbaues der Stadt.

Der heutige Domhof war ursprünglich ein Kreuzgang, die verbliebene Freifläche ein Friedhof. Der Kreuzgang selbst sowie sämtliche innenliegenden Kapellen wurden 1812/13 vollständig abgerissen. Die geplante Neugestaltung dieses Bereiches gab schließlich Anlaß zur Durchführung der archäologischen Ausgrabung. Bei der großen historischen Bedeutung des Bereiches um den Dom eine weitsichtige Entscheidung.

Es ist gut, daß die allgemeinen Schwierigkeiten der Grabung, wie das Vorhandensein neuzeitlicher Fundamente der ehemaligen Dombauhüttengebäude und moderner Abwasserleitungen, sowie die durch die dichte Belegung mit Skeletten entstandenen Probleme geschildert werden, damit der Leser eine Vorstellung von den Schwierigkeiten bekommt, die archäologische Untersuchungen in Kernbereichen von Städten mit sich bringen können. Diese Probleme wurden in der hier geschilderten Ausgrabung noch erheblich vergrößert durch die Umlagerung vorbarocker Materialien infolge der ständigen Bodeneingriffe für

die Bestattungen. So stammen mehrere Zentner Keramik aus dem barocken Gräberhorizont, weshalb kein einziger keltischer Fund des 2./1. Jhs. v. Chr. einem sicheren Befund zugeordnet werden kann.

Ein größerer Abschnitt ist der mittleren römischen Kaiserzeit gewidmet. Eindeutig waren Bodeneingriffe nachzuweisen: Wandgräbchen von ziegelgedeckten Streifenhäusern, ein in den Fels eingetiefter Keller sowie einige Gruben. Die Funde lassen sich in den Zeitraum von der Mitte des 2. Jhs. bis etwa zur Mitte des 3. Jhs. datieren.

14 Bestattungen aus spätrömischer Zeit geben Anlaß für einen Exkurs zur politisch-militärischen Situation vom späteren 3. bis zum 5. Jh. (Vita Severini!), wobei etliche Hypothesen, u. a. Theorien zu diversen Kirchenbauten dieses Zeitraumes eingebracht werden.

6. und 7. Jh. gehören zu den unbekanntesten stadt- und bistumsgeschichtlichen Epochen. Diesen Zeitraum konnte auch die Domhofgrabung nicht erhellen, da vom ausgehenden 5. bis zum späten 7. Jh. keine konkreten Hinweise vorliegen. Hier ist ein Verweis auf die Grabung in der Kirche Hl. Kreuz des Klosters Niedernburg mit dem Nachweis eines Bevölkerungskontinuums von der Spätantike über das frühe Mittelalter hinaus durchaus angebracht.

Größtes Interesse erregte eine im Grundriß 15,2 m Länge und 8,5 m Breite aufweisende Kirche. Im Ostteil des Kirchenraumes liegen dicht gedrängt Bestattungen. Keramik des Frühmittelalters und einige Perlen engen den Entstehungszeitraum der Kirche im Domhof auf das ausgehende 7./beginnende 8. Jh. bis max. Ende 9. Jh. ein, wobei die Wende vom 7. zum 8. Jh. am wahrscheinlichsten erscheint. Die Kirche reicht also zurück in die Frühzeit des Passauer Bistums und scheint ein Nebenbau der eigentlichen Bischofskirche gewesen zu sein. Ihr Nachweis dürfte zu den wichtigsten Ergebnissen der Grabung gehören. Leider bleibt das zeitliche Verhältnis zwischen dem später als Beinhaus genutzten Gewölbebau ganz im Westen der Grabungsfläche und der karolingischen Kirche unklar. Die Befundbeschreibung erwähnt einen „kryptenartig eingetieften Bau“, der zur vorstehend erwähnten Kirche gehört; im beigefügten Gesamtplan wird die von dem Gewölbebau eingenommene Fläche allerdings mit der Signatur für Romanik markiert.

Der von einer gotischen Doppelkapelle als Untergeschoß genutzte Gewölbebau wurde von der 2. Hälfte des 15. bis in die 1. Hälfte des 18. Jhs. als Beinhaus genutzt. Insgesamt waren 3990 Schädel zu zählen, die als Reste der sekundär bestatteten Vorgängerbelegungen des Barockfriedhofes zu sehen sind. Bemerkenswert ist hier die Entdeckung eines Münzschatzes mit 780 Silbermünzen und 19 Goldgulden. Die Münzen waren ursprünglich in einem Beutel oder einem Tuch eingehüllt und an diesem heiligen und deshalb sicheren Ort auf den menschlichen Knochen niedergelegt worden. Der durch glückliche Umstände nachgewiesene Besitzer der Münzen verstarb 1495, weshalb die Münzen bis in unsere Tage an ihrem ursprünglichen Ort verblieben.

Erhebliche Dominanz in der Grabungsfläche weist der barocke Friedhof auf, dessen zeitlicher Schwerpunkt der Belegung vom ausgehenden 16. bis zum endenden 18. Jh. reicht. Insgesamt wurden 400 intakte Bestattungen erfasst, die eine große Zahl von Belassungen, v. a. Rosenkränze sowie Wallfahrts- und Heiligenplaketten enthielten. Die Wallfahrtsmedaillen belegen ein ausgeprägtes Wallfahren sowohl im Nah- als auch Fernbereich. Mit der wissenschaftlichen Erfassung eines „jungen“ Friedhofes öffnete sich ein in unserem Raum weitgehend unbekannter Forschungssektor, der zuletzt durch die Untersuchungen im Friedhof des Deggendorfer Stadtteils Schaching eine willkommene Ergänzung erfuhr. Die gründliche Bearbeitung dieser beiden Bestattungsplätze wird ganz neue Aspekte zu Leben und Sterben in der Barockzeit erbringen.

Die Publikation zeugt von einer jahrelangen intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den ergrabenen Funden und Befunden. Besonders die zur Einbindung in die jeweilige zeitgenössische Umwelt erforderlichen und zum besseren Verständnis mancher beschriebener Phänomene vorgenommenen Exkurse sind außerordentlich hilfreich. Ebenso ist es mit dem Literaturverzeichnis, das manchen unbekannten Titel enthält.

Für welchen Personenkreis das Heft konzipiert wurde, bleibt etwas unklar. Der sogenannte „Normalverbraucher“, der vielleicht allgemein an der Geschichte seiner Region oder seines Wohnortes interessiert ist, wird bei der Lektüre etwas in Schwierigkeiten kommen, wenn er keinerlei Vorbildung besitzt. Auf den wenigen Druckseiten wird dem Leser eine unglaubliche Fülle von Fakten geboten, deren Verarbeitung ihm sicher nicht ganz einfach fallen wird. Wenn das Heft ein breiteres Publikum ansprechen soll, wäre es sicher günstiger gewesen, den Textteil ausführlicher und dafür weniger kompakt zu gestalten. Bei einer Reduzierung des über die Hälfte des Heftes einnehmenden wissenschaftlichen Kataloges inklusive der Tafeln mit vorwiegend römischen Materialien wäre auch ohne Erweiterung der Seitenzahl genügend Raum verfügbar gewesen. Außerdem hätten einige leichter lesbare Pläne viel für das Verständnis der ergrabenen Befunde getan.

Die ganze Arbeit bietet wichtige Aspekte zur archäologischen Erforschung der Geschichte Passaus, wäre aber in vorliegender Form als Grabungsvorbericht in einer einschlägigen Fachzeitschrift eher vorstellbar. Es bleibt zu hoffen, daß bald eine vollständige Vorlage aller Funde und Befunde erfolgt, um die hier vorgestellten Ergebnisse auch überprüfen zu können.

Letztlich geht es bei einer solchen Verlagspublikation auch um den wirtschaftlichen Aspekt. Rez. ist unbekannt, wie hoch Auflage und evtl. Subventionen sind und ob der Verkaufserfolg gegen die hier vorgebrachten Einwände spricht. Sollte der Verlag weitere Publikationen für ein größeres Publikum planen, sollte aber eine leichtere Lesbarkeit des Textes Berücksichtigung finden.

Karl Schmotz

Johannes Molitor, Deggendorf. Stadt zwischen Donau und Bayerischem Wald. Deutscher Sparkassenverlag Stuttgart 1994 (Bayerische Städtebilder: Altbayern). 91 Seiten, 72 Abb., davon 54 in Farbe. 28 DM.

Mit der Chronik von Cham, dem letzten Werk des 1992 verstorbenen großen bayerischen Landeshistorikers Karl Bosl, hat der Deutsche Sparkassenverlag eine verdienstvolle Reihe von „Städtebildern“ begonnen, welche inzwischen auch zu Straubing (von Hubert Freilinger), Füssen, Weiden (von Konrad Ackermann, einem der Herausgeber dieser Reihe), Germering, Kronach und zu Deggendorf vorliegen; in Vorbereitung sind Bände zu Roding, Regen/Viechtach, Kelheim und Fürstenfeldbruck. So unterschiedlich auch die Handschrift der einzelnen Verfasser sein mag, gemeinsam haben alle Stadtchroniken einen Umfang von weniger als hundert Seiten – immerhin sollen die Bände auch tatsächlich gelesen werden –, reiches Bildmaterial sowie keinerlei Fußnoten (jedoch ein Literaturverzeichnis), außerdem einen Kaufpreis von weniger als dreißig Mark, was für Werke dieser Art, Ausstattung und Auflage recht günstig ist und somit eine (relativ) gute Verbreitung gewährleisten dürfte. Die Absicht der Herausgeber war und ist, „Lokal- und Regionalgeschichte auf wissenschaftlicher Basis, gut lesbar und in anspruchsvoller Ausstattung zu vermitteln“.

Während von den großen Städten dickleibige Geschichtsbücher auf dem Markt sind und sich die „große“ Forschung mit deren Geschichte beschäftigt, sind die kleinen Landstädte ein Stiefkind der Wissenschaft geblieben. Gleichwohl sind sie für eine Gesamtschau der bayerischen Historie nicht weniger bedeutsam. Seit dem 19. Jahrhundert haben sich in Deggendorf wie anderswo überwiegend dilettierende Bürger begeistert ihrer näheren Heimat angenommen und mehr oder minder fundierte Chroniken verfaßt. Was sie erforscht (und oftmals auch erfunden) haben, wird bis heute oft immer noch unkritisch abgeschrieben und weitergegeben. So verwundert es nicht, wenn z. B. die 1855 erschienene „Beschreibung des Schweinach- und Quinzingaus“ von Joseph Klämpfl (1. Auflage 1831) mit dem Kenntnisstand des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts auch heute noch als Geschichtsquelle verwendet und vor kurzem in einem Nachdruck als Werk „eines gründlichen und unermüdlichen Forschers“ empfohlen wird.

Kritiklos wird weiterhin z. B. die These des Paters Wilhelm Fink von der angeblichen Gründung Deggendorfs durch die Wittelsbacher um 1250 tradiert. Wer bisher etwas über Geschichte der Stadt erfahren wollte, mußte auf die längst vergriffene Chronik Georg Bauers (1894), das Werk „Zwölfhundert Jahre Deggendorf 750–1950“ (1950) oder auf die Geschichte des früheren Stadtarchivars Erich Kandler sen. (1976) zurückgreifen – nicht zu vergessen die verdienstvollen Beilagen des „Deggendorfer Donauboten“ („Durch Gäu und Wald“) oder die „Heimatlocken“, die immer wieder Aufschlüsse über Detail-

probleme vermitteln. Vergeblich suchte man einen verlässlichen Überblick über die Geschichte Deggendorfs, die jetzt mit Johannes Molitors Buch vorliegt.

Wie über andere Städte gibt es auch über Deggendorf allerhand Geschichten: vom sagenhaften Städtegründer Tekko bis zu den Knödeln, mit deren Hilfe Angreifer, je nach Bedarf Böhmen unter König Ottokar II., Hussiten oder Schweden im Dreißigjährigen Krieg, abgewehrt werden konnten. Mit Geschichte haben diese Geschichten wenig zu tun.

Der große Vorzug der Deggendorfer Stadtgeschichte von Johannes Molitor besteht darin, mit solchen Geschichten und zahlreichen immer wieder kolportierten Irrtümern aufzuräumen. Zudem liegt die Stärke des Buches in der Verbindung von Kürze, Lesbarkeit und Verständlichkeit, ohne daß dabei der fachwissenschaftliche Standard zur Disposition gestellt wird. Gerade wenn historische Feststellungen nicht selten durch Einordnungen wie „vielleicht“, „wohl“, (noch) „ungeklärt“ gekennzeichnet werden, so macht der Autor den Unterschied zwischen Geschichte und Geschichten wohlthuend klar.

In fast allen Städten haben sich Kriege wie Dreißigjähriger Krieg, Spanischer und Österreichischer Erbfolgekrieg ereignet und fast überall zu fast ähnlichen (zerstörerischen) Resultaten geführt. Anstatt wie üblich solche Ereignisse in epischer Breite vorzuführen, legt sich der Autor Zurückhaltung auf und beschränkt sich auf neue Ergebnisse (58f.)

„Deggendorf ist die einzige alte Stadt zwischen Regensburg und Passau am linken Donauufer“ (S.9f.); sie entstand eben an dieser Stelle (Donauübergang, Isarmündung) wohl wegen enger Orientierung nach Böhmen: „Deggendorfs Siedlungsgeschichte führt zum Wald“ (Bosl zit. S. 15). Seit 1972 muß man sich auch mit dem Siedlungsraum rechts der Donau beschäftigen, nachdem zahlreiche umliegende Orte durch die Gebietsreform eingemeindet wurden. Schachings ehemalige Gemeindegrenzen engen Deggendorf im Osten ein, ein Teil der Besitzungen von Schaching (vielleicht des Herzogs- bzw. Königshofs) kommt in der 2. Hälfte des 10. Jhs. an das Regensburger Kloster Niedermünster – für dieses Kloster wird dann auch die wichtige Urkunde von 20. November 1002 mit der ersten Nennung der Stadt ausgestellt. Die Tausendjahrfeier steht also bevor.

Nicht allgemein bekannt sein dürfte, daß die Grafen von Deggendorf mit den Herren von Pernegg im nördlichen Niederösterreich, die Deggendorf im Auftrag der Babenberger verwalteten, identisch sind; deren Burg ist mit großer Wahrscheinlichkeit auf dem Ulrichsberg zu suchen, was im nachhinein eine Zeichnung von Karl Alexander Flügel (Abb. S. 19) plausibel macht. Es ist nicht nur Lokalstolz, wenn der Autor auf die Bedeutung des „Baierwegs“ („Strata, que in Bavariam tendit“ S. 20) nach Böhmen hinweist. Die Nennung eines solchen Weges in der Urkunde vom 1. Januar 1029 ist übrigens älter als die der berühmteren „Goldenen Steige“.

Die Jahrzehnte vor der Übernahme Deggendorfs durch die Wittelsbacher liegen mangels Quellen im dunkeln; diskutiert werden aber die vorhandenen Quellen (Urkunden von 1228 und 1231), gleichfalls die Rolle der Grafen von Bogen, an die Deggendorf wahrscheinlich 1230 fiel.

Bis jetzt wird in wissenschaftlicher Literatur immer noch die Meinung von P. Wilhelm Fink zitiert, daß Deggendorf um 1250 durch die Wittelsbacher neu gegründet wurde; Johannes Molitor dagegen weist in Verbindung mit den Ausgrabungsergebnissen der Stadtarchäologie nach, daß Deggendorf zu dieser Zeit bereits „eine gewachsene Stadt“ (S. 22) gewesen ist. Nicht Urvar, sondern Schaching, das zeitgleich mit Metten und Niederaltaich im 8. Jh. besiedelt wurde, ist als Ursiedlung anzusehen. Der Herzog behielt nur einen winzigen, aber bedeutenden Siedlungsraum zwischen den beiden Klöstern, der sich bis ins 19. Jh. nicht wesentlich verändert.

Nach der Frühgeschichte beschreibt der Autor „Die Welt des Mittelalters in Deggendorf“ das Verhältnis der Stadt zum Landesherrn, das erste Stadtrecht, die Kontinuität des Pfliegerichts in der früheren Kramstraße (Urkunde S. 27), die Lage der Stadt bzw. der „präurbane[n] Siedlung“ ursprünglich im Nordosten zwischen Pfleggasse und Nördlichem Stadtgraben über den späteren Stadtgraben hinaus, die Stadterweiterung vom 13. bis zum 15. Jahrhundert (die endgültige „Birnen-Form“ entstand vielleicht in der Zeit der Hussitenkriege).

Ein eigener Abschnitt gilt der Stadt und ihren Bewohnern sowie den Juden und der „Gnad“, die durch Manfred Eders umfangreiche Forschungen mittlerweile ausführlich dokumentiert ist. Molitor nennt vorsichtig „1337 oder 1338“ (S. 38) als Datum des Juden-Pogroms. Das Hauptkapitel zum Mittelalter bespricht auch die üblichen Strukturen einer mittelalterlichen Stadt wie Kirche, Schulen, Handel usw.

In der Zeit „Zwischen Reformation und Säkularisation“ (S. 48–65) treten in Deggendorf eindrucksvolle Persönlichkeiten hervor. Der Stadtschreiber Paul Wackinger, dessen Tochter Regina Orlando di Lasso heiratete, war ein typischer Vertreter des Humanismus; der protestantische Geistliche Georg Rörer, auf den übrigens die Großschreibung der Substantive im Deutschen zurückgeht, war ein Mitarbeiter Martin Luthers. Am Ende der Epoche steht jedoch als Resultat: „Die konsequente Unterdrückung der religiösen Selbstbestimmung durch die bayerischen Landesherrn aber verhalf der Gegenreformation und dem Prinzip der ‚ausschließlichen Katholizität‘ zum Sieg“ (S. 52); ohne die Gegenreformation bzw. katholische Reform wäre Deggendorf wie weite Teile Bayerns von der protestantischen Konfession weiterhin geprägt worden.

Daß die Französische Revolution zu einem spannenden Abschnitt der Stadtgeschichte (nicht nur wegen der Beziehungen der Familie des Maréchal de France, Nikolaus Luckner, zu Deggendorf) gerät, ist Stadtpfarrer Golling, Bürgermeister Straulino und dem Weinwirt Seidl zu verdanken, die als Jakobiner

verfolgt wurden und im Gefängnis landeten (Aus den Hunderten von Seiten der Vernehmungsprotokolle hat der Autor am 14. Juli 1989 eine szenische Lesung erarbeitet).

„Das moderne Deggendorf entsteht“ sehr langsam. Typisch für bayerische Verhältnisse halten sich auch hier mittelalterliche Wirtschaftsstrukturen lange bis in die Zeit der Industrialisierung. In der „guten alten Zeit“ ist die Distrikt-armenpflege für 232 Familien, immerhin etwa ein Drittel der Stadtbevölkerung (S. 69), zuständig. Durchaus legitim schildert der Autor auch Sparkassengeschichte, stellt er sie doch in den größeren Rahmen der Sozialgeschichte. Neben den teilweise recht biedermeierlich anmutenden Vereinen war von landesweiter Bedeutung z. B. der „Bayerisch-Patriotische Bauernverein zu Deggendorf“ des bekannt-berühmten Stadtpfarrers und Abgeordneten Joseph Conrad Pfahler, der eine kämpferische konservativ-katholische Politik mit antipreußischer Zielrichtung betrieb.

Die große Zeit der Stadtgeschichte ist in der Forschung natürlich das Mittelalter. So beschreibt Karl Bosl in seiner Geschichte von Cham die Zeit nach 1803 auf kaum mehr als einer Seite Text, was wohl auf fehlende Forschungen der Heimatgeschichtsschreibung zurückzuführen sein dürfte. Bei Molitor hingegen machen das 19. und 20. Jh. etwa ein Viertel des Umfangs aus, mit Recht, denn die Wandlungen dieses Zeitraumes, insbesondere während der Nachkriegszeit, waren äußerst durchgreifend (teilweise auch zerstörerisch); man denke nur an das geradezu explosionsartige Bevölkerungswachstum: Deggendorf zählte 1784 und noch 1811 weniger als 3000, 1910 etwas über 7000, 1935 (nach der Eingemeindung von Schaching) 12000, 1993 rund 31000 Einwohner. Die Fläche der Stadt erhöhte sich von 4,4 qkm (1935) auf 77,2 qkm. Das „atemberaubende Tempo der Entwicklung“ bedeutete natürlich auch den „Abschied vom Deggendorf von einst“ (S. 83).

In Deggendorf spiegelt sich wie in anderen kleinen Orten die „große“ Geschichte. Erster Weltkrieg (ein bemerkenswertes Foto S. 79 zeigt den Stadtplatz mit dem Abmarsch der Männer in den Weltkrieg), die November-Revolution von 1918 (mit der Bildung eines Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrats, in dem der „Ökonomierat und Brauereibesitzer“ (!) Josef Streibl aus Hengersberg als Vorsitzender vertreten war, übrigens der Großvater eines späteren bayerischen Ministerpräsidenten), die NS-Zeit und Judenverfolgung: ein erschütterndes Bilddokument zeigt die gerettete Puppe eines nicht mehr nach Deggendorf zurückgekehrten jüdischen Mädchens, Modell „Mein süßer Liebling“ (S. 80), im Kontrast und doch im Zusammenhang auf der gegenüberliegenden Seite US-Luftbilder von der Bombardierung der Hafenanlagen.

Ein ganz besonderer Vorzug dieses Buches sind die Abbildungen; zum überwiegenden Teil handelt es sich um erstmals vorgestelltes Bildmaterial, das neben dem Text einen hohen Erkenntniswert für die Deggendorfer Stadtge-

schichte hat; Johannes Molitor ist u. a. in Wittenberg, Prag, Linz, Wien und London fündig geworden.

Jeder Historiker weiß, daß man zu „seinem“ Thema viele Seiten um Seiten schreiben kann. In der Reihe der „Städtebilder“ ist der Autor gezwungen, die wesentlichen Züge herauszuarbeiten und oft bis an die Schmerzgrenze zu kürzen. Der berühmte Historiker Franz Schnabel sagte einmal über eine Neuerscheinung, es sei ein wenig umfangreiches Buch und deshalb ein gutes Buch geworden. Das trifft auf das Deggendorf-Buch zu; der Verfasser Johannes Molitor ist durch seine Tätigkeit für den Deggendorfer Geschichtsverein und durch zahlreiche Vorträge als ausgewiesener Kenner der Lokal- und Regionalgeschichte ausgewiesen.

Interessierte Laien wie Fachleute werden Johannes Molitors Deggendorf-Buch mit Gewinn lesen und – dank des Bildmaterials – im doppelten Sinn des Wortes neue Ansichten von der Stadt zwischen Donau und Bayerischem Wald gewinnen.

Norbert Elmar Schmid

Isfried H. Pichler, Profzeßbuch des Stiftes Schlägl. Eine Festgabe zum 775. Bestandsjubiläum des Stiftes Schlägl 1218–1993 (Schlägler Schriften, Studien und Forschungen zur Geschichte und Kultur des Stiftes Schlägl und seiner Pfarreien, Bd. 10, Hrsg. und Schriftleiter Kulturreferat des Stiftes Schlägl Dr. Isfried Pichler O.Praem.), Selbstverlag des Stiftes Schlägl 1992, 623 Seiten, 20 Farbtafeln, viele Bilder, Preis: 65,– DM.

Welches Kloster erhält zu einem an sich doch weniger wichtigen Jubiläum (775 Jahre) eine solch bedeutsame Festgabe? Unter der Mitarbeit von Karel Dolista, Elisabeth Eisner, Thomas Johann Großruck, Rudolf Mair, Stephan Josef Prügl, Maximilian Schirnböck und Eleonore Uhl, ist es dem Schlägler Stiftsarchivar und -bibliothekar gelungen, eine klösterliche Genealogie zu erarbeiten, die, soweit der Rezensent Profzeßbücher selbst erarbeitet oder gelesen hat, alles andere in den Schatten stellt. Sicherlich ist in Schlägl die glückliche Situation gegeben, daß abgesehen von der eindrucksvollen Portraitsgalerie das Archiv und die Bibliothek größtenteils, sieht man von der Plünderung 1626 und den Stiftsbränden 1702 und 1739 ab, an Ort und Stelle und damit die Kontinuität der Quellen erhalten ist. Diese wäre bei anderen der Säkularisation entgangenen österreichischen Stiften ebenso zu erwarten, doch wo findet sich ein Profzeßbuch dieser Art?

Isfried H. Pichler gliedert sein Werk in I. Nicht infulierte Pröpste, II. Infulierte Pröpste (Klostervorsteher, ausgezeichnet mit den bischöflichen Insignien von Mitra [Infel], Brustkreuz und Ring), III. Äbte, insgesamt 58 Prälaten bis hin zum jetzigen Abt Martin IV. Felhofer.

Unter jedem Prälaten sind die während seiner Regierungszeit eingetretenen

und wirkenden Konventualen aufgeführt. Soweit möglich, wurden den einzelnen Klostervorstehern und ihren Kapitularen Abbildungen beigelegt, seien es nun Portraits, Grabsteine, Siegel und Schriftproben aus dem Bereich des Archives oder der Bibliothek.

Bei jedem Klostervorstand wird kurz mit ausführlichen Anmerkungen die Geschichte des Stiftes Schlägl während der jeweiligen Regierungszeit dargestellt. Somit haben wir nicht nur ein Profeßbuch an der Hand, sondern einen Leitfa-den, ein Handbuch der Geschichte des Klosters.

Interessant sind für den Rezensenten und für den Landkreis Deggendorf die Ausführungen zur Gründungsgeschichte Schlägls. Entgegen der Ansicht von Evermod Hager, Woher kamen die ersten Prämonstratenser nach Schlägl?, 2. Auflage Linz 1918, tendiert Isfried H. Pichler dazu, daß Osterhofener Prämonstratenser Schlägl besiedelten. Da Abt Gerlach von Mühlhausen (Milevsko) 1187–1228 die Gründung Schlägls „in seinen Annalen mit keiner Silbe erwähnt, kann die Gründung und Besiedelung Schlägls von Mühlhausen als ausgeschlossen gelten. Für die Zugehörigkeit Schlägls zu Osterhofen sprechen vor allem zwei Tatsachen: Schlägl wird in den ersten Ordenskatalogen (im 13. Jh.) zur Bayerischen Zirkarie gerechnet und Schlägl wird in den Annales Osterho-vienses als Tochter genannt (S. 15. mit Anm. 2).

Stephan Prügl weist auf den Paternitätsstreit hin, der 1764 auf Betreiben des Abtes Paul Wiener von Osterhofen durch die römische Congregatio epis-coporum et regularium so entschieden wurde, „daß Osterhofen und nicht Mühlhausen das Schlägler Mutterkloster mit den dazugehörigen Rechten sei“. Prügl läßt aber aus „Mangel an Dokumenten diese Frage (Gründung Schlägls durch Osterhofen auch heute noch offen“ (S. 347).

682 Konventualen oder Kapitulare werden im Profeßbuch aufgeführt, darunter auch diejenigen, die das Stift wieder verlassen haben. Der Rezensent kann nur Dank sagen für dieses großartig angelegte Profeßbuch, es ist jedem zu empfehlen, der Interesse für Kirchen- und Landesgeschichte, ein Leben im Kloster, für den Prämonstratenserorden und das Stift Schlägl hat.

Hermann Lickleder

Heinz Thomas, Ludwig der Bayer (1282–1347), Kaiser und Ketzer, Verlag Styria, Graz–Wien–Köln, und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1993, 413 Seiten, 18 schwarzweiße Bilder, Karte auf dem Vorsatzblatt des Vorderdeckels, DM 59,–.

Um es gleich vorweg zu sagen: dieses Buch war längst überfällig. Der in Bonn lehrende Autor ist bereits als Verfasser einer wissenschaftlich fundierten und gut lesbaren deutschen Geschichte des Spätmittelalters 1250–1500 bekannt.

Das jetzt vorliegende Buch über Ludwig den Bayern, der bis heute immer „im Schatten seines Todfeindes und Nachfolgers Karl IV.“ gestanden hat, rückt

Vorurteile über den Bayern und einen auf Karl IV. gerichteten „Heroenkult beamtenmäßigen Zuschnitts“ zurecht. Zu Anfang stellt der Verfasser den bayerischen Herzog Ludwig IV. hinein in das Geflecht von „Bluts- und Wahlverwandtschaften“, er war mütterlicherseits mit den Kurfürstensippen Böhmen, Sachsen und Brandenburg verwandt, war Enkel König Rudolfs und Neffe König Albrechts I.

Heinz Thomas schildert die Zeitumstände, die Teilung Bayerns im Jahr 1255, bis hin zur Schlacht (er nennt sie „Scharmützel“) von Gammelsdorf. „Die hochgerühmte Schlacht von Moosburg oder Gammelsdorf“ wurde deshalb von bayerischen Chronisten so überbewertet, um Ludwigs Aufstieg zum römischen König als Folge eines Sieges auf dem Schlachtfeld darzustellen. In Wirklichkeit trafen sich am Ort des Scharmützels ein Trupp oberbayerischer Adeliger im Verbund mit niederbayerischen Stadtbürgern und eine kleine Zahl niederbayerischer Ritter, unter der sich auch einige österreichische und steierische Herren befanden, darunter ein Graf Walsee. Die Chronisten bezogen sich hier auf die Heerkaiseridee, nach der der Kaiser vom Heer, also einer militärischen Macht erhoben wurde.

Ausführlich werden nach dem Tod Kaiser Heinrich VII. (24. August 1313) die Vorgänge zur Wahl behandelt; interessant ist hierbei, daß Ludwig bereits zu einem frühen Zeitpunkt als Kandidat gehandelt wurde, er war also keine Kompromißlösung gegen Ende der Wahlverhandlungen. Zwei Parteien standen sich kurz vor dem Wahltermin (19. Oktober 1314) gegenüber, nämlich Herzog Leopold, Pfalzgraf Rudolf (ihm hatte der nicht erschienene Erzbischof Heinrich von Köln sein Wahlrecht übertragen), Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg und der als König von Böhmen auftretende Herzog Heinrich von Kärnten, sie waren Anhänger Herzog Friedrichs von Österreich. Zur Wahl des Bayern waren entschlossen die Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg, zu diesen drei sicheren Stimmen kamen noch die von Böhmen und Sachsen-Lauenburg hinzu (S. 54, 55). Herzog Ludwig fehlten zu einer einstimmigen Kur nur noch die Stimmen des Erzbischofs von Köln und die des Pfalzgrafen Rudolf. Die Partei Friedrichs von Österreich hatte bereits bei Sachsenhausen am 19. Oktober gewählt und die Wahl Friedrichs dem künftigen Papst „sorglos“ mitgeteilt (der angebliche König von Böhmen hatte kein Siegel dabei, er wolle deshalb die der Herzöge von Bayern und Sachsen benutzen). Die Gegenpartei wußte die Wahl formgerecht durchzuführen, auf Befragen des Mainzer Erzbischofs Peter von Aspelt sei dann Pfalzgraf Ludwig, Herzog von Bayern, zum römischen König gewählt worden.

Von Interesse sind die Ausführungen des Autors zu Krieg und Geld. So stellte z. B. Ludwig der Bayer am 18. September 1314 dem Grafen Georg von Veldenz für 30 Mann einen Jahressold von 1200 Mark Silber in Aussicht (S. 65). Der Tod eines Ritters war ein geringeres Übel – „eine soziale Absicherung der

Hinterbliebenen gab es nicht“ – als zum Beispiel der Verlust eines Pferdes, der dem am Leben gebliebenen Krieger ersetzt werden mußte (S. 66).

Die Krönung der zum römischen König Gewählten fand für Friedrich von Österreich in Bonn mit den Reichsinsignien statt, gleichzeitig wurde Ludwig am 25. November 1314 am rechten Ort in Aachen mit einer Ersatzkrone gekrönt (S. 68).

Die Entscheidung zugunsten König Ludwigs brachte dann die Schlacht von Mühlldorf im Jahr 1322. Kann man schon die Zusammensetzung und Stärke der beiden Heere schwer abschätzen, so ist dies für den Verlauf der Schlacht noch schwerer (S. 103). Der Kampf wurde von den ausgeruhten Leuten des Burggrafen von Nürnberg entschieden.

Der Verfasser berichtet dann über die Konstellationen im Reich bis hin zum Prozeß Papst Johanns gegen König Ludwig. Am 8. Oktober 1323 kündigte der Papst an, daß Ludwig innerhalb von drei Monaten seine Herrschaft niederlegen solle, ansonsten würde er mit dem Bann belegt. Ludwig kam der Forderung nicht nach, die Exkommunikation wurde am 23. März 1324 öffentlich verkündet. Im folgenden stellt Heinz Thomas die Kontrahenten gegenüber: Papst Johann XXII., die Finanzen der Kurie, die Kammer, Bankiers und Kollektoren, Behörden und Personal am päpstlichen Hof. Demgegenüber werden Ludwigs Hofkanzlei, das Hofgericht, die Finanzen des Reiches und die Hausmacht des Bayern dargelegt. Wichtig war für den Papst die Verkündigung der Bannurteile, sie mußten öffentlich bekanntgegeben werden. „Die Prozesse des Papstes flogen durch ganz Deutschland“ (S. 168); über Leute und Orte, die die Urteile nicht akzeptierten wurde das Interdikt verhängt. „Wer den Gebannten weiterhin als König anerkannte und ihm Hilfe leistete, war damit, ohne daß es dazu eines weiteren Verfahrens bedurfte, aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen“ (S. 167). Die Veröffentlichung der Bannurteile hatte lange nicht den Erfolg, den sich der Papst und seine Anhänger erhofften. 1327 zog Ludwig nach Italien, am 31. Mai wurde er in Mailand mit der Eisernen Krone der Langobarden gekrönt. Am 17. Januar 1328 erfolgte die Kaiserkrönung in Rom, nicht wie bisher immer angenommen durch das römische Volk, sondern durch die Bischöfe von Castello und Aleria. Thomas zieht Bilanz von Ludwigs Italienzug und stellt fest, daß er bis zum Sommer 1330 keinesfalls als gescheitert zu betrachten ist. Ludwig stand zu diesem Zeitpunkt auf dem Höhepunkt seiner Macht. Der Fehler war, daß von vornherein die Finanzierung des Italienzuges nicht geklärt war, man war auf das Wohlwollen der Freunde angewiesen (S. 224). Ganz richtig stellt Heinz Thomas auch das Scheitern Karls IV. in Italien vor Augen „Karls zweiter Romzug endete noch kläglich als derjenige des Bayern, nämlich ohne jedes greifbare Ergebnis. Doch dies wird in der Gesamtbilanz seiner Herrschaft höchst selten einmal so hervorgehoben, wie dies in den Betrachtungen zur Geschichte Kaiser Ludwigs stets zu geschehen pflegt“ (S. 224, 225).

Der Autor stellt nun dem vielfach zitierten Scheitern Ludwigs seine wirklichen Erfolge gegenüber. Das sind vor allem seine Landfriedenspolitik, deren „tragende Säulen Städte und Stadtbünde waren“ (S. 236).

Die Gründung des Klosters Ettal und seines Ritterstiftes setzt Thomas in Verbindung zu literarischen Texten aus der Zeit Ludwigs. Neben den „territorial- und sozialpolitischen Absichten“ und „möglichen historisch-nostalgischen Aspekten“ sollte aber die religiöse Basis der Gründung nicht vergessen werden (S. 239).

Wohl erstmals gelingt es Heinz Thomas, den Bayern, die deutsche Literatur, Geschichtsschreibung, bildende Kunst und deutsche Sprache ins rechte Licht zu rücken (S. 240–258).

Es folgt die Politik Ludwigs in den Jahren 1330–1336, dabei vor allem die Ausöhnungsversuche mit der Kurie.

Ein wichtiges Kapitel stellt, so der Rezensent, Ludwig der Bayer und die Juden dar. Die mittelalterliche Version des Judenhasses kann nicht als Antisemitismus verstanden werden, „da die Ideologie des Vorrangs der einen Rasse und der Verworfenheit der anderen im wesentlichen ein Produkt des 19. Jahrhunderts ist. Der mittelalterliche Judenhaß war religiös motiviert, was freilich für die davon Betroffenen nicht minder gefährlich war, denn die Lebenswelt dieser Zeit wurde in einer heute kaum mehr nachvollziehbaren Weise vom Glauben durchdrungen“ (S. 291).

Der Bayer hatte keine Skrupel, auch die Juden zur Finanzierung seiner Politik heranzuziehen, so 1342 mit dem Goldenen Opferpfennig (S. 292), jedoch nahm Ludwig den Schutz seiner „Kammerknechte“ so ernst, daß ihm von Anhängern und seinen nächsten Angehörigen der Vorwurf gemacht wurde, ein Freund der Juden zu sein. Dies kann von seinem Nachfolger Karl IV. nicht gesagt werden.

Am 13. April 1346 verhängte Papst Clemens VI. erneut den Bann über Ludwig den Bayern: „Clemens hatte ihn mitsamt seinen Enkeln und Kindern verflucht. Selbst im Todesfall sollte ihm keine Vergebung gewährt, kein geweihtes Grab zuteil werden. Clemens bat Gott, diesen verworfenen Häretiker mit seinen Blitzen zu zerschmettern, Ludwigs Söhne vor den Augen des Vaters den Feinden auszuliefern, auf daß diese sie vernichten könnten“ (S. 365).

Am 11. Juli 1346 wählten Balduin von Trier und seine Freunde in Rhens Karl von Mähren zum römischen König, am 6. November wurde er in Rom vom Papst approbiert.

Ludwig brach Mitte August von Frankfurt auf und kehrte über Esslingen nach Bayern zurück. Am 11. Oktober 1347 starb er auf einer Bärenjagd, wahrscheinlich an Herzinfarkt. Seine letzten Worte galten der Mutter Gottes: „süeze künigin, unser frawe, bis pei meiner scheidung“ (S. 379).

Das Schlußkapitel widmet der Autor der Persönlichkeit und der Herrschaft des

Bayern. Der Verfasser würdigt die Leistungen Kaiser Ludwigs, seine gefährvollen Auseinandersetzungen mit Rom, die Unterstützung der franziskanischen Armutsbewegung (s. a. S. 164 ff.), den Aufenthalt der „Radikalen“ Marilius von Padua (s. a. S. 197 ff.) und Wilhelm von Ockham, seine Frömmigkeit, seine Bedeutung für die deutsche Literatur, doch auch Ludwigs Unberechenbarkeit und Sprunghaftigkeit.

Heinz Thomas zeichnet erstmals ein ausgeglichenes, objektives Bild in wissenschaftlicher und doch flüssig lesbarer Form. Ihm gelingt es, die von der Gehässigkeit Karls IV. hervorgerufene Darstellung des Bayern zu revidieren. Man kann dieses Buch nur empfehlen.

Hermann Lickleder

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Peter Robert Aumeier, Waldfriedhofstraße 39, 81377 München

Wolfgang Fronhöfer, Archivamtmann i. K., Archiv des Bistums Passau, Luragogasse 4,
94032 Passau

Georg Haberl, Betriebswirt, Bezirksrat a. D., Lucas-Cranach-Straße 27, 94469 Deggendorf

Hans Kapfhammer, Studiendirektor a. D., Godehardstraße 17, 94469 Deggendorf

Dr. Ludwig Keller, Studiendirektor a. D., Oberperlasberg 1, 94469 Deggendorf

Dr. Hermann Lickleder, Oberforstrat, Ludwigsplatz 1 a, 93309 Kelheim

Johannes Molitor, Studiendirektor, Uferstraße 3, 94557 Niederalteich

PhDr. Ing. Jan Royt, Assistent am Kunsthistorischen Institut der Philosophischen Fakultät
der Karls-Universität Prag, Milady Horákové 80, 17000 Prag 7, Tschechische Republik

Bernhard Rückschloß, Verwaltungsbeamter, Poschingerstraße 48, 94469 Deggendorf

Norbert Elmar Schmid, Studienrat, Wackingerstraße 7, 94469 Deggendorf

Dr. Karl Schmotz, Kreisarchäologe, Landratsamt, 94469 Deggendorf

